

gleichsfällen) darzustellen. Auch wären – stärker, als dies im Transfermodell von *Charle* berücksichtigt scheint – die Transferaktiken und strukturellen und kognitiven Synkretismen zu beschreiben, die am Ende der unterschiedlichen Transferprozesse z. B. in den europäischen Wissenschaftssystemen schon in der ersten Hälfte des 20. Jhs. stehen. Zweifellos braucht es, um mit geschliffenen Analyseinstrumenten dorthin zu kommen, transdisziplinär ausgewiesene Sammelbände wie diesen.

- 1 Die wichtigste Literatur nennt der Sammelband.
- 2 Vgl. hier nur als Beispiel B. Lorentz, Die Commerzbank und die ‚Arisierung‘ im ‚Altreich‘. Ein Vergleich der Netzwerkstrukturen und Handlungsspielräume von Großbanken in der NS-Zeit, in: VfZ 50(2002), S. 237-268.

Helke Rausch

**Florence Baillet: L'utopie en jeu. Critiques de l'utopie dans le théâtre allemand contemporain. Paris: CNRS Éditions 2003, 262 S.**

Die starke Politisierung, welche die deutsche literarische Debatte nach 1990 gekennzeichnet hat, scheint jetzt ein Ende zu nehmen und einer nüchterneren Betrachtung beider Literaturen Platz zu machen. Eine solche analytische Betrachtung der ost- und westdeutschen literarischen

Entwicklung vor der Wende unternimmt *Florence Baillet* anhand der Kategorie Utopie.

*Baillet* geht von der Feststellung aus, dass „Ende der Utopien“, Pessimismus und Neigung zur Katastrophe zu vorherrschenden Kategorien in der westdeutschen Zeitschrift *Theater heute* würden. Eine ähnliche Entwicklung macht auch die Autorin sichtbar, was das Theater der DDR angeht: In *Theater der Zeit* würden Leiden, Wehmut und Hoffnungslosigkeit zu den Hauptcharakteristika dramatischer Texte. Sie setzt sich daher zum Ziel, diesen ab den 60er Jahren in der ost- und westdeutschen Theaterszene herrschenden Diskurs über Utopie nachzugehen. Als Quelle benutzt die Autorin nicht nur die bedeutendsten Zeitschriften der beiden Länder *Theater heute* und *Theater der Zeit*, die als Vermittlungsinstanzen zwischen der Welt des Theaters einerseits und der politischen Macht, der Gesellschaft und dem Publikum andererseits gelten. Zu diesen beiden Quellen kommen Texte von Heiner Müller und Thomas Brasch (DDR), Botho Strauss und Franz Xaver Kroetz (BRD), die im Hinblick auf ihre Utopiekritik analysiert werden.

Schon in der Einleitung stellt die Autorin eine verschiedene Stellung der Utopie in der BRD und in der DDR fest. Im Gegensatz zur BRD wirkte die Utopie grundlegend für die 1949 gegründete DDR. Die DDR

stellte sich nämlich offiziell als verwirklichte Utopie dar. Utopie wurde hier, als Wirklichkeit transzendierende Projektion, einzig in Bezug auf die Vergangenheit gebraucht und aus dem offiziellen Vokabular verbannt. In der orthodox marxistischen Theorie galten jene Vorstellungen der gesellschaftlichen Ideale und zukünftigen vollkommenen Gesellschaftszustände als utopisch, die nicht aus den objektiven gesellschaftlichen Bedingungen und Gesetzmäßigkeiten abgeleitet sind, sondern von abstrakten Prinzipien der Gerechtigkeit, Gleichheit, Humanität usw. ausgehen. Die Entstehung des Sozialismus bzw. des Kommunismus, die auf der Kenntnis der objektiven gesellschaftlichen und geschichtlichen Gesetzmäßigkeiten beruht, geht demzufolge mit der Überwindung utopischer Bewusstseinsformen einher. Letztere wurden in die Frühzeiten des Sozialismus verbannt und galten im Zeitalter des „real existierenden Sozialismus“ als „unzeitgemäß“. Erst in den siebziger Jahren wurde der Begriff Utopie in der Literaturkritik der DDR wieder verwendet angesichts der wachsenden Diskrepanz zwischen dem Sozialismus als Vorstellung und den real existierenden gesellschaftlichen Verhältnissen.

In der BRD stellte sich die Frage der Utopie anders dar, insofern die Utopie dort immer in der Krise gesteckt hat (S. 16).

Im Westen gibt es nach dem Zweiten Weltkrieg keine große Erzählung („grande utopie globale“), die allen (Opposition und Regierung) als allgemeiner Bezugsrahmen gedient hätte. Nach Auschwitz schien es schwer, sich eine utopische Zukunft der Menschheit vorzustellen. Die Utopie zerfiel in Ruinen, und die Welt schien unverständlich, ohne jeglichen rationalen Endzweck. Dazu kommt die Tatsache, dass im Westen der Begriff Utopie eher im Zusammenhang mit Totalitarismus gedacht wurde.

Nach dieser Einführung kommt der erste Hauptteil, der sich der Auseinandersetzung mit der Utopie im DDR-Theater widmet. Vor dem Hintergrund der allgemeinen kulturpolitischen Entwicklung werden zunächst die verschiedenen Utopiebegriffe veranschaulicht, die in der Zeitschrift *Theater der Zeit* in historischer Abfolge verwendet wurden. Als Organ der DDR-Kulturpolitik wurde diese Zeitschrift zum Sprachrohr eines affirmativen Diskurses, der die DDR als verwirklichte Utopie darstellte und Theaterstücke danach beurteilte, ob sie diesem Grundsatz entsprachen oder nicht. Hier ist „Utopie“ einfach die sozialistische Wirklichkeit. In der Ära Honecker verliert die Utopie diesen ideologisch-affirmativen Charakter und wird zur (marginalisierten) negativen Utopie (Dystopie). Diese negative Utopie

hatte eine gesellschaftskritische Funktion für die Autoren, daher die skeptische Haltung der Redaktion der Zeitschrift. In einer dritten Phase verliert sogar diese kritische Utopie an Bedeutung für die Autoren. Die allgemeine Utopie zerfiel in Utopien, die jedes große gesellschaftliche Projekt ablehnen. Die Utopie des Ich schließt diese Entwicklung. Die Subjektivität wurde zum letzten Ort der Möglichkeit der Realisierung der Utopie. Alle diese Entwicklungen, die der offiziellen These widersprechen, wurden von Theater der Zeit eher skeptisch registriert. Am Beispiel von Heiner Müllers „Hamletmaschine“ wird veranschaulicht, wie die negative Utopie funktioniert. Fehlentwicklungen, gesellschaftliche Missstände und andere Katastrophen stehen im Vordergrund und gelten als Versuch, eine Utopie zu retten, die nicht näher präzisiert wird. In Thomas Braschs „Mercedes“ wird die Zersetzung der Utopie festgestellt. Der Abschied von Raum-Zeit-Koordinaten, der Verzicht auf eine rekonstruierbare Handlung sowie die diffuse Gestalt der Protagonisten weisen auf problematische Existenzen ohne festen Bezugspunkt hin.

Der zweite Hauptteil ist dem Theater im Westen gewidmet. Dort hat das Theater keinen Gegner in Form einer zu Ideologie verkommenen Utopie. Die Utopie bezieht sich hier weniger auf ein existierendes gesell-

schaftliches Projekt als auf das Theater selbst und seine Möglichkeiten. In den 60er Jahren herrscht eine enthusiastische Debatte in *Theater heute* über die politische (kritische) Funktion des Theaters. Die sozialen Bewegungen der 60er Jahre stellten in diesem Zusammenhang den Höhepunkt des politischen Theaters in der BRD aber auch zugleich den Beginn der Krise dar. Nach diesen sozialen Bewegungen verwandelt sich die Begeisterung für ein politisches utopisches in ein Theater der Intimität (S. 145). Ab den 70er Jahren bildet die „Verschwindung der Utopien“ den herrschenden Diskurs in Theater heute. Der Rückzug des Theaters in die private Sphäre wird als Flucht gegenüber den eigentlichen Aufgaben des Theaters und als Rückgang interpretiert. Die Vergangenheit (die 60er Jahre) wird idealisiert. Am Beispiel von Boto Strauss' „Groß und Klein“ und Franz Xaver Kroetz' „Nicht Fisch nicht Fleisch“ wird dann demonstriert, wie Autoren jede Ordnung zersetzen und jede Utopie als allgemeine Sinnleistung ablehnen.

Mit diesem Buch gelingt der Autorin, die Kategorie der Utopie für beide literarische Szenen der DDR und der BRD fruchtbar zu machen und sinnvoll für die literarischen Texte einzusetzen. Problematisch bleibt jedoch die Übernahme des schematischen Generationenmodells, um

DDR-Autoren zu klassifizieren. Noch problematischer scheint mir die Verwendung des Begriffs Utopie. Der Leser wird nach einer ausführlichen Erörterung der für die Untersuchung doch zentralen Kategorie der Utopie vergeblich suchen. Und man wird den Eindruck nicht los, dass dieser Begriff an manchen Stellen willkürlich eingesetzt wird.

Hyacinthe Ondo

**Laurent Mucchielli: Mythes et histoire des sciences humaines, Paris: Éditions La Découverte 2004, 344 S.**

*Laurent Mucchielli* hat sich in Frankreich als Historiker der Geistes- und Sozialwissenschaften einen Namen gemacht: seine seit 1994 erschienenen Bücher betreffen die Geburt der Soziologie in Frankreich zwischen 1870 und 1914 (*La découverte du social*, 1998), die Soziologie Spencers (*Le cas Spencer*, mit D. Becquemont, 1998), die Geschichte der französischen Kriminologie (*Histoire de la criminologie française*, Hrsg., 1994). Im vorliegenden Band hat er mehrere seiner in den letzten Jahren erschienenen Beiträge und Artikel versammelt, denen das Anknüpfen gegen einige hartnäckige Mythen in der Geschichte der Geistes- und Sozialwissenschaften gemeinsam ist. In der Einleitung erklärt der Verfasser, dass es ihm darum

gehe, indem er diese Mythen abbaut, auch das selektive Gedächtnis gewisser Disziplinen (*mémoires disciplinaires*), in diesem Fall der Soziologie, der Geschichte und der Sozialpsychologie, zu hinterfragen und die gegenwärtigen Gründe für eine bestimmte (mythische) Rekonstruktion der Vergangenheit anzudecken. So gehöre zum Beispiel zu den üblichen Darstellungen der Soziologie die Vorstellung ihrer Entstehung aus zwei Hauptströmungen, einer deutschen und einer französischen, einer durch Emile Durkheim und einer durch Max Weber vertretenen, einer durch das „Erklären“ und einer durch das „Verstehen“ gekennzeichneten. Solche vereinfachenden Darstellungen vergleichen nach *Mucchielli* theoretische Texte, um Unterschiede herauszuarbeiten, untersuchen aber nie die empirische Arbeitsweise der beiden Soziologen, die ganz im Gegenteil interessante Gemeinsamkeiten offenbaren würde. Dies gehe Hand in Hand mit einer gewissen Sakralisierung von „höheren Geistern“, die gewiss ein interessantes Licht auf die individuellen Strategien heutiger Akademiker werfe, intellektuell und pädagogisch aber höchst unfruchtbar sei. *Mucchielli* will die Existenz solcher Gründerfiguren als Träger großer Innovationen überhaupt in Frage stellen. Entdeckungen selbst seien im Grunde eine mythische Vorstellung.